

Erziehung zum Vertrauen

Autor(en): **Marinoff, Irene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **42 (1955)**

Heft 20: **Erziehung zum Vertrauen ; Elternschule ; Zeugnisnoten ; Fünfliber und Fünfernoten**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ERZIEHUNG ZUM VERTRAUEN

Von Dr. Irene Marinoff, London

Das Vertrauen ist etwas vom Schönsten und Selbstverständlichsten im Menschenleben, mag es sich dabei nun um das Anschmiegen des Säuglings an die Mutterbrust handeln oder um die Unbekümmertheit, mit der wir darauf rechnen, daß am morgigen Tage die Sonne wieder aufgeht; mag der Jäger sich auf die geübten Sinne verlassen oder der Märtyrer im Vertrauen auf Gott seinen Peinigern standhalten. Immer wieder erlebt der Mensch, daß es etwas gibt, das trägt. Er ist nicht in seiner Schwäche übermächtigen Gewalten ausgeliefert. Es gibt Gesetz und Ordnung, schützenden Mutterschoß, eine starke Freundeshand, eine innere Kraft, die durchhält. Schließlich existiert eine Macht im Leben, die der Gläubige als Offenbarung der allerheiligsten Dreifaltigkeit anbetet, während der Ungläubige vom »positiven Weltsinn« spricht, eine Macht, die »allen Gewalten zum Trotz« den Menschen schirmt und trägt.

Doch ist seit dem Sündenfall die schöne Selbstverständlichkeit des Vertrauens auf ganz furchtbare Weise in Frage gestellt worden. Es bedarf nicht erst der Krisenzeiten der Pubertät, der Wechseljahre oder gar einer Neurose, um dem Menschen zu zeigen, daß blindes Vertrauen in der Welt, wie wir sie kennen und erleben, nicht am Platze ist. In einer seiner Kurzgeschichten weist Joseph Conrad mit den Worten »*You must never take anything for granted*« (du darfst nie fest mit etwas rechnen) auf diesen Sachverhalt hin. Ganz abgesehen von Schrecknissen, wie Krieg, Erdbeben und Wirbelsturm, gibt es in jedem Leben Ereignisse, wo das Versagen aller Stützen offenbar wird. Der junge Mensch erfährt die Begrenztheit der Eltern. Der Freund, dem man vertraut hat, verläßt einen in der Stunde der Not. Man erlebt die eigene innere Armseligkeit. Schließlich

bricht aus dem Leben selbst jene entsetzliche Öde hervor, die der Antike als *tedium vitae* nur allzu gut bekannt war. Daß das Leben als solches keine Sicherheit zu bieten vermag, geht auch daraus hervor, daß der Erwachsene eine instinktive Angst vor dem Lebendigen spürt, eine Angst, die das normale Kind anfänglich noch nicht kennt. Es regt sich etwas im Dunkel. Und sofort wittern wir Gefahr.

Wie tief dieser Mangel an Vertrauen geht, der sich als Mißtrauen, Argwohn und in extremen Fällen als Lebensangst ausdrückt, zeigt sich im Krankheitsbild des Neurotikers und geistig Gestörten. Es gibt zu denken, daß eine bisher unheilbare Geisteskrankheit existiert, *Huntington's Corea*, die wahrscheinlich mit der Angst zusammenhängt und erstmalig in puritanischen Kreisen der Vereinigten Staaten von Amerika auftrat. Und wer die Psychologie dieser harten, bigotten Einwanderer, wie sie etwa in Nathanael Hawthorne's »*The Letter A*« beschrieben ist, kennt, wird verstehen, daß ein leicht beeinflussbarer Mensch dadurch in den Wahnsinn getrieben werden kann. Vorübergehende Gleichgewichtsstörungen, wie Platzangst, Klaustrophobie, Verfolgungswahn, die durch Überarbeitung oder einen bestimmten Druck aufs Gemüt hervorgerufen werden können, sind im Grunde Vertrauensstörungen. »Man kann keinem mehr glauben – man wird immer nur angelogen – alle sind sie Verräter.« So erklärte einmal eine Patientin, die von einer öffentlichen Anstalt versuchsweise in einem Privathaus untergebracht worden war und sich nicht bewährte, bei der Wiedereinlieferung in das Irrenhaus: »*Betrayed again*« (Wieder einmal verraten).

Auch normale Menschen kennen Zeiten, wo das Vertrauen auf eine harte Probe gestellt wird. Das geschieht immer dann,

wenn der bisherige Lebensrahmen gesprengt wird, um einer höheren Form Raum zu geben. Wenn das Kind sich von der Mutter löst, um zur selbständigen Persönlichkeit zu werden, geht es nicht ohne Wagnis ab. Das Alte liegt hinter ihm. Das Neue ist als Unbekanntes schreckhaft. Dazwischen liegt der Sprung ins Ungewisse. Ohne Vertrauen kann dieser nicht bewältigt werden. Etwas Ähnliches erfährt der Konvertit, der das früher Geglaubte aufgeben und sich blindlings der Kirche in die Arme werfen muß. Wie viele bleiben dann an der Schwelle stehen, weil ihnen das Vertrauen fehlt.

Vertrauensproben und -schwierigkeiten sind in einer gefallenen Welt und bei gefallen Menschen nichts Außergewöhnliches. Durch die Erbsünde ist nicht nur der Mensch selbst in seinem Geistes-, Willens- und Gefühlsleben geschwächt – und es blieb der modernen Tiefenpsychologie vorbehalten zu zeigen, wie tief die Störung des Gefühlslebens geht –, mit ihrem Herrn kam die gesamte Schöpfung unter das Joch der Sünde. Der heilige Paulus drückt das folgendermaßen aus: »Wir wissen ja, daß die ganze Schöpfung mitseufzt und in Wehen liegt bis zur Stunde« (Römer 8, 22). Der Teufel, der Vater der Lüge, ist seit dem Sündenfall der Fürst dieser Welt. Auf diese Tatsache zielt das obige: »Man wird immer nur angelogen« an. Das ist die typische Erfahrung des Nervenkranken. Der Mensch ist wirklich den schreckenden Mächten, d. h. dem Teufel, weithin ausgeliefert, und er kann nur durch den festen Glauben an Gott, der implicite oder explicite den Glauben an die Erlösungstat Christi einschließt, zur Sicherheit des vollen Vertrauens kommen.

Daß die gesamte Natur unter dem Fluch der Erbsünde liegt, erhellt auch daraus, daß sie in Gegenden, wo das Christentum noch nicht hingedrungen ist, wo noch nie eine heilige Messe gelesen worden ist, von Menschen, die dafür das Organ haben, als

tückisch und ungut empfunden wird. Diese gleiche Natur aber kann durch das, was Romano Guardini »die Strahlkraft des erlösten Herzens« nennt, getauft und in den Urzustand zurückgeführt werden, wie das aus so mancher Heiligenlegende hervorgeht. Der heilige Franziskus von Assisi zähmt den Wolf von Gubbio, und ähnliche Beispiele gibt es noch viele. Der Konvertit kann davon erzählen, wie sich mit dem Leben im Glauben das Verhältnis von Menschen und Tieren zu ihm grundlegend verändert. Selbst die Dinge verlieren ihre Eckigkeit, sie werden schmiegsam und schrecken nicht mehr so wie früher.

Es besteht eine direkte Beziehung zwischen der Vertrauenslosigkeit im Innern und der Schreckhaftigkeit der äußeren Welt, oder positiv ausgedrückt, zwischen der Vertrauenskraft des Herzens und der Sanftmut der erlösten Welt. Wiederum ist es ein Bibelwort, welches den tiefsten Sinn dieser Beziehung deutlich macht: »Die Liebe hat ja keine Furcht; nein, die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus« (1 Joh. 4, 18). Hiermit ist das Vertrauen mit der höchsten Tätigkeit des Menschen, der Liebe, in Verbindung gebracht. Nur wer liebt, kann wirklich vertrauen. Aber, kann man sich zur Liebe zwingen? Offensichtlich nicht. Das Wort des Johannes aus dem gleichen Briefe: »Und wir haben erkannt und sind gläubig geworden an die Liebe, die Gott zu uns hat« (1 Joh. 4, 16), erhellt das verschlungene Verhältnis nur wenig. Auch die Liebe verlangt einen Glaubensakt. Wir sind hier auf ein Paradox gestoßen, was die Bestätigung dafür ist, daß wir vor einer der gottgegebenen Urwirklichkeiten der menschlichen Situation stehen. Um zu vertrauen, muß man lieben können. Aber um uns der Liebe zu vergewissern, müssen wir ihr vertrauen. Man kommt der Sache vielleicht bei, wenn man das dem Lehrer nur allzu gut bekannte Paradox: *docendo discimus* betrachtet. Wie kann man lehren, ohne vorerst gelernt zu

haben? Und man soll lernen, indem man lehrt? Doch weiß ein jeder Lehrer, welchen wahren Sachverhalt dieses Paradox ausdrückt.

Diesem ganzen hier skizzierten Tatbestand muß die Erziehung zum Vertrauen Rechnung tragen. Um diese Erziehung auf eine tragfähige Basis zu stellen, muß vor allem dem Kinde von Anfang an das Erlebnis der festen warmen Geborgenheit vermittelt werden. Denn man kann nur vertrauen, wenn man sich sicher und geliebt weiß. Allein die einzigartige Verbindung dieser beiden Elemente ruft jene Antwort hervor, die sich Vertrauen nennt. Ohne die Liebe wird die Festigkeit zur Härte, die Liebe ohne das Feste zur weichen Belanglosigkeit. Hierzu muß noch bemerkt werden, daß die Erfahrungen des Kindes weiter zurückliegen als die Geburt. Schon im Mutterschoß muß die physische Geborgenheit von der Liebe durchwaltet werden. Einige gehen sogar so weit, daß sie behaupten, der Mangel an Liebe vor der Geburt könne das ganze Leben eines Menschen nachteilig beeinflussen.

Für die Eltern gilt es, den festen Rahmen, die äußere und innere Ordnung zu schaffen, die dem Kinde eine ruhige Entwicklungsmöglichkeit gibt. Dann beginnt ganz von selbst jenes abenteuerlustige Spiel des über den gegebenen Rahmen Hinauswollens. Wer hat nicht schon ein Kleinkind beobachtet, das plötzlich die Hand der Mutter losläßt und wie ein Pfeil auf ein fernes Ziel losschießt? Das ist die normale Entwicklung. Beim zaghaften Kinde muß das Vertrauen in die eigene Kraft erst sorgfältig genährt werden, indem man etwa einen Stuhl so nahe stellt, daß das Kind ihn schon fast berühren kann, ehe es die Hand der Mutter losläßt.

Auf seiten der Eltern gehört hierzu von Anfang an die Bereitschaft, das Kind einmal ganz loszulassen, es in die eigene Freiheit zu entlassen. Bei aller Sicherheit des Rahmens, darf dieses Endziel nie außer

acht gelassen werden: wir erziehen auf die mündige christliche Persönlichkeit hin. Das gibt dem Rahmen das Offene, Zukunftsträchtige. Die Eltern täten gut daran, sich die göttliche Zartfühlbarkeit und Unaufdringlichkeit zum Vorbild zu nehmen. Gott läßt dem Menschen die Freiheit.

In diesem Zusammenhang ist die Pubertät von besonderer Wichtigkeit. Hier wird alles, was einst kritiklos hingenommen wurde, einer strengen Prüfung unterzogen. Hier muß der junge Mensch den Rahmen durchbrechen, sich von den Eltern lösen, in die Welt hinausstoßen. Wie eine Mahnung klingt die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel ans elterliche Ohr. Selbst das innigste Band, das je zwei Menschenherzen vereinigte, mußte zerrissen werden, um auf seiten der Mutter einer noch selbstloseren Liebe Platz zu machen, während der Sohn zu seinem himmlischen Vater in eine neue Beziehung tritt. Er wird zum mündigen Gotteskind, das dann achtzehn Jahre seines Manneswerkes als den Eltern untertan verrichtet. »Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?« (Lukas 2, 49).

Anders wiederum drückt Goethe in seinem Gedichte »Ilmenau«, wo er von dem Herzog Karl August spricht, diesen Sachverhalt aus:

»Wer darf der Raupe, die
Von ihrem künft'gen Futter sprechen.
Es kommt die Zeit, sie reißt sich selber los
Und fliegt auf Fittichen der Rose in den
Schoß.«

Ob diese Lösung in die Welt hinein, und das ist eine der entscheidenden Stellen im Menschenleben, in vollem Vertrauen gewagt wird, hängt zum guten Teil von der Vorbereitung ab, ob das Vertrauen in die eigene Kraft genügend gestärkt worden und ob die Macht seines Gebetes genugsam erprobt ist. Denn, kehren wir zum Beispiel des Kleinkindes, das zum ersten Male die Hand der Mutter losläßt, zurück.

Nur dann, wenn auf der anderen Seite etwas Vertrauenerweckendes steht, wagt das Kind den Sprung. Und steht nicht jeden Gott dort, wohin wir uns auch wenden mögen? Daß Gott wirklich und wahrhaftig in jeder Situation zugegen ist, daß jeder Sprung – hier ist nicht von der Sünde die Rede – in seine Arme zielt, diese Wahrheit sollte dem Kinde von früh an nahegelegt werden. Es gibt eine Welt der Liebe, die jeden Menschen, der guten Willens ist, umfängt.

Der ständig in neuen Formen wiederkehrenden Situation des Vertrauenssprunges begegnet der gefallene Mensch in zweifacher Weise: mit Zaghaftigkeit oder Übermut, mit Minderwertigkeitskomplexen oder unbegründetem Selbstvertrauen. Beides sind Krankheitserscheinungen, und das echte Verhalten muß von beiden Menschentypen durch Zucht erarbeitet werden. Meist erscheint der erste Fall dem Erzieher problematisch; der zweite ist jedoch nicht weniger schwierig. Bei dem Menschen, dem es an Vertrauen fehlt, gilt es, die Brücke zu schlagen von dem unsicheren Ich zu einer Welt, die, wenn sie auch nicht von vorneherein als freundlich erlebt wird, als freundlich geglaubt werden muß. Die moderne Psychologie belehrt uns darüber, daß wir nur zu sehr geneigt sind, die Schwächen des eigenen Inneren auf die Welt zu projizieren. Kein Wunder, daß ein unsicheres Ich die Ängste, unter denen es leidet, in der objektiven Welt zu finden meint. Der Erzieher muß also alles daran setzen, daß der erste Schritt getan wird, um dem Kinde zu zeigen, daß die Welt standhält, nicht schreckt, sondern sicheren Grund bietet. An der Seifenblase kann man ihm nahebringen, daß die Luft, die doch so federleicht zu sein scheint, doch trägt. Man versucht es mit dem Schwimmen, wo das Erlebnis des Getragenwerdens so stark ist. Der gute Lehrer kann eine Atmosphäre schaffen, wo selbst das schüchterne Kind beginnt, sich

in der Fremdsprache auszudrücken. Indem er bei den zu bewältigenden Aufgaben langsam die Schwierigkeiten steigert, vermag er ganz allmählich in dem Kinde das Vertrauen in die eigene Kraft zu wecken.

Leider ist unsere heutige Welt, die so vollständig auf Sicherheit abgestellt ist, gar nicht danach angetan, ein echtes Vertrauen aufkommen zu lassen. Jetzt wird der Wohlfahrtsstaat als die Krone der Staatskunst gepriesen. Versicherungsgesellschaften florieren, und wenn einer erst einmal einen Beamtenposten mit Pensionsberechtigung ergattert hat, dann ist er am Ende seiner Zukunftsträume. Daß bei dieser ganzen Sicherungspolitik Gott selber die Tür gewiesen wird, fällt dem heutigen Menschen gar nicht ein. Und doch, wo ist noch Raum für die Vorsehung, wenn der Mensch an jeder Stelle die eigene Sicherung in die Hand nimmt?

Dazu kommt noch, daß von den Eltern selbst die Ängste großgezogen werden. Schon vor dem ersten Fall wird das Kleinkind ängstlich bewahrt. Für jeden Schnupfen gibt es gleich ein Mittelchen. Bei der geringsten Unpäßlichkeit rennt man zum Arzt, besonders wenn man im Wohlfahrtsstaat lebt oder eine Familienversicherung abgeschlossen hat. Anstatt das Kind das Vertrauen auf den himmlischen Vater zu lehren, ohne den kein Sperling vom Dache fällt und der ein jedes Haar des Menschen gezählt hat, wird es auf die eigenen Bemühungen verwiesen. Dabei weiß das Kind weit besser als der Erwachsene, daß es schwach und abhängig ist. Warum nicht lieber auf die Menschwerdung Christi hinweisen, welcher der Urgrund unseres Vertrauens ist? Christus hat alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens ausgekostet. Er ist der einzige, der von dem Vater gänzlich verlassen wurde. Nie wieder wird ein Mensch, der guten Willens ist, so von Gott verlassen sein, wie er es war. Für alle anderen gibt es aus jeder Situation ein Hin zu Gott.

Mit dem Wort allein ist es allerdings nicht getan. Das Vertrauen muß dem zaghaften Kinde vorgelebt werden — von den Eltern, vom Lehrer. Und wenn es dann in einer solchen Atmosphäre des Vertrauens der eigenen Armseligkeit und Schuldhaftigkeit inne geworden ist und in der Verzeihung der Eltern und der geduldi- gen Liebe des Lehrers einen Abglanz von der immerwährenden Güte Gottes erfahren hat, dann kann es gestärkt in echtem Selbstvertrauen den Weg zur eigenen Reife betreten. Denn was ist Reife denn anderes als in der Erkenntnis des eigenen Nichts im Vertrauen auf die göttliche Allkraft einer jeden Situation standzuhalten und so die Welt zu überwinden?

So wird das Vertrauen, welches bei zaghaf- ten, konstitutionell versorgten Naturen zuerst ein heldenhafter Glaubensakt war, allmählich zur Lebensform. Die Erfahrung der göttlichen Hilfe in der Vergangenheit läßt das Vertrauen auf die Zukunft berechtigt erscheinen, wie das im 134. Psalm einen so edlen Ausdruck gefunden hat.

Anders steht es wiederum mit dem Kin- de, das von Natur zum Übermut, zum unbegründeten Vertrauen auf die eigene Kraft, gar zur Tollkühnheit neigt. Wer kennt sie nicht, diese Menschen, die niemals an sich zu zweifeln scheinen, die sich an die schwierigsten Dinge heranwagen, niemals auf die Gefühle anderer Rücksicht nehmen und überall Erfolg haben. Sie kennen offenbar keine Vertrauenskrisen. Sie finden sich überall zurecht; da alles so schön in Schwarz und Weiß geteilt ist, sind sie mit dem Urteilen und Aburteilen rasch bei der Hand. Oft fragt man sich, ob sie von den Schwierigkeiten, mit denen sich der Zaghafte, feiner Besaitete zeitlebens herumschlägt, denn gar nichts wissen.

Daß es bei der zur Schau getragenen Si- cherheit, die vielleicht auch wirklich erlebt wird, nicht stimmen kann, ist daraus zu schließen, daß es auf der Welt triftige

Gründe zum Mißtrauen gibt, daß, wie die Schrift sagt: »Wir unser Heil in Furcht und Zittern wirken müssen.« Mithin ist die Reaktion des Vertrauensseligen auf die Wirklichkeit ebenso fehlerhaft wie diejenige des Menschen, der sich zu keinem Ver- trauensakt durchringen kann. Daß es sich bei dem ersten um einen wirklichen Man- gel, in manchen Fällen sogar um das Atro- phieren eines bestimmten seelischen Or- ganes handelt, geht aus dem Krankheits- bilde dieses Typus hervor. Dieses zeigt, daß solche Menschen, wenn sie etwa in früher Kindheit am Gemüt verwundet worden sind, das gesamte Gefühlsleben einfach abgekapselt haben und daher jetzt zu keiner echten Beziehung zum Nächsten kommen können. Wer sich so gegen alles Schreckende oder Schmerzhaftes abdichtet, der mag wohl meinen, daß die Welt leicht zu unterwerfen sei. Die Feinfühligkeit, die zum Verständnis des anderen Menschen gehört, geht ihm ab. Seine vermeintliche Sicherheit beruht auf einer zu oberfläch- lichen Bewertung der Dinge. Diese falsche Sicherheit, die im Religiösen etwa zu un- berechtigtem Optimismus oder zur Lax- heit führt, kann nur durch eine gewaltige seelische Erschütterung aufgebrochen wer- den.

Die Geschichte des sinkenden Petrus wirft ein Licht auf den ganzen Zusammen- hang. Petrus hat es nie an Selbstvertrauen und Lebenssicherheit gefehlt. Sowie er den Herrn auf dem Meere wandeln sieht, meint er, das auch zu können. Der göttlichen Hilfe gewiß, die er sich gesichert zu haben meint, wagt er sich aufs Wasser. Doch er hat das Schreckende der Flut nicht in Be- tracht gezogen. Die Sicherheit verläßt ihn. Er sinkt . . . und wird vom Herrn belehrt, daß es eines Glaubensaktes von ganz an- derem Ausmaße bedurft hätte, um hier zu bestehen. Die falsche Sicherheit muß zer- schlagen werden, um der Erkenntnis des eigenen Nichts und der göttlichen Allge- walt Platz zu machen. Und an noch viel

tragischerer Stelle muß Petrus das gleiche nocheinmal erleben – bei seiner Verleugnung des Herrn. Und wie übernatürlich schön die Demut, die aus diesem Erlebnis erblüht. Als ihn der Auferstandene fragt: »Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?« begnügt sich Petrus, der sich vor der Passion verschworen hatte: »Wenn auch alle sich ärgern sollten, so doch ich nicht«, mit dem einfachen: »Ja, Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe.« Hier ist er zur Wirklichkeit durchgestoßen, wo das echte Vertrauen geboren wird.

Man kann dem übermütigen Kinde keinen besseren Dienst leisten, als daß man es gelegentlich hereinfallen läßt. Anders wird sich seine falsche Sicherheit nicht durchbrechen lassen. Mit Warnungen ist es ebensowenig geschehen wie bei dem übersensiblen Kinde. Sie prallen alle wie von einem Panzer ab. Das: »Wer nicht hören will, muß fühlen«, ist hier durchaus am Platze. Es ist wohl anzunehmen, daß die vielen Höllenpredigten vergangener Zeiten, die Konzentration auf die Leiden des Herrn und des Wertlegens auf übermäßige

Askese gerade auf diesen zur Leichtfertigkeit neigenden Typus gemünzt waren. Dabei wurde gar nicht daran gedacht, daß dadurch dem anderen Typus das Leben noch viel schwerer gemacht wurde. Heute scheint es so, als ob der übersensible Typus in der Überzahl wäre, jedenfalls hört man in der Pädagogik und Psychologie viel mehr von ihm. Es ist zeitgemäß, die Erziehung auf ihn abzustellen. Doch bietet, wie wir gezeigt zu haben glauben, der andere kein minder schwieriges Problem.

In beiden Fällen besteht die Aufgabe des Erziehers darin, das echte Welt- und Selbstvertrauen, das in der Erkenntnis der eigenen Schwäche, die nur in Christus zur Kraft werden kann, und der Gottdurchwaltetheit der Welt besteht, zu entwickeln. Hierdurch wird es auf die im Leben immer wiederkehrende Vertrauenssituation vorbereitet. In solchem Vertrauen wird dann auch der letzte vom Menschen geforderte Sprung, das Loslassen in den Tod, zum sanften Hinübergleiten in das Reich dessen, der in jeder Vertrauenssituation im Eigentlichen gemeint war.

ELTERN SCHULE

Von G. Heuberger, St. Gallen

In St. Gallen wurde diesen Winter ein interessanter Versuch nun schon zum zweitenmal durchgeführt, die sog. Elternschule. Diese neue Institution scheint uns sowohl an sich wie in der Art ihrer Durchführung so viel des Neuartigen und Beachtenswerten zu enthalten, daß wir es für angezeigt finden, eine weitere, vor allem pädagogisch interessierte Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen.

Was will sie? Es ist kein Zufall, daß die beiden kantonalen Schulpsychologen maßgeblich an der Gründung beteiligt sind. Haben doch sie in ihrer Tätigkeit tagtäglich mit solchen Kindern zu tun, die infolge seelischer oder geistiger Minderwer-

tigkeit oder Andersartigkeit in der normalen Klassengemeinschaft der Volksschule nicht tragbar sind. Und wie oft müssen sie feststellen, daß das Elternhaus aus mangelnder Einsicht Fehlentscheide getroffen hat, die dann und wann sehr folgenscher und kaum mehr reparierbar sind, die aber bei frühzeitigem, sachkundigem Eingreifen hätten vermieden werden können. Was mußte näherliegen, als einmal zu versuchen, an einen großen Kreis von Eltern heranzukommen, sie an erzieherischen und schulischen Problemen zu interessieren, sie zum Nachdenken darüber zu veranlassen und ihnen auch gewisse Richtlinien zu vermitteln. Der Versuch wurde gewagt,